Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchen es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wigblatt „Ulk“, der freitags Montags-Beilage „Reigenspiel“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Leschalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Postversendung bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 587. Berlin, Donnerstag, den 19. November 1891. XX. Jahrgang.

Die Finanzen des Reichs.

Im Etatsjahre 1877/78 kamen an Zöllen, Verbrauchssteuern und Stempelabgaben im Reich 243 Millionen Mark auf. Der Haushaltplan für 1892/93 verzeichnet an derselben Stelle bereits eine Einnahme von 640 Millionen. Schulden waren 1878 nur 72 Millionen vorhanden, heute beziffern sich die Anleihekredite auf 1611 Millionen, wovon 1473 Millionen realisirt sind, und 146 Millionen sollen nach Regierungsvorschlag neu hinzu bewilligt werden.

Dieses Anschwellen der Steuern, Schulden und Schuldzinsen würde selbst in einem reichen Lande Bedenken hervorrufen. Wie viel mehr fordert es für Deutschland, welches kaum auf einer mittleren Stufe der Wohlhabenheit steht, die ernsteste Prüfung heraus! Ist auch die Arbeit ergiebiger und die Kapitalbildung eine raschere geworden, so erreicht doch der Antheil, den das Gemeinwesen für seine Bedürfnisse erhält, eine ganz unverhältnißmäßige Höhe. Von Jahr zu Jahr werden die Zumuthungen an den Säckel der Bürger stärker, und noch immer ist kein Ende in dieser Verschärfung des Steuerdrucks abzusehen. Das Uebermaß der staatlichen Ansprüche wird heute um so lästiger empfunden, als Gewerbe und Handel nach einem flüchtigen Aufschwung in merkbarem Niedergang begriffen sind. Die Geschäfte stocken, der Absatz im Ausland findet vermehrte Schwierigkeiten, Bankbrüche erschrecken die Gemüther, Konkurse nehmen zu, die Arbeitslöhne verbessern sich nicht, eine Theuerung der Lebensmittel herrscht und verhindert die Zunahme des inländischen Verbrauchs. Kein Wunder, daß sich da der Geldmarkt zur Unterbringung neuer Anleihen immer weniger willig zeigt; die verfügbaren Kapitalien erschöpfen sich eben auch einmal. Schon werden, um der finanziellen Ebbe zu begegnen, die städtischen Sparkassen, die Berufsgenossenschaften und die Versicherungsämter ersucht, ihre Gelder in Staatspapieren anzulegen; aber es fragt sich, ob man durch solche Maßregeln im Stande sein wird, die Kurse zu halten, sobald das Reich und Preußen ihre Kredite flüssig machen wollen. Mehr denn je ist gegenwärtig die äußerste Sparsamkeit geboten. Will man die Steuerkraft und den Geldmarkt nicht allzu stark anspannen, so müssen die Forderungen der Verwaltung nach Möglichkeit ermäßigt werden. Der Mehrbedarf des nächsten Jahres in den fortdauernden Ausgaben und den einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats, welcher aus den ordentlichen Einnahmen zu decken ist, soll 28,9 Millionen Mark betragen. Der außerordentliche Etat der einmaligen Ausgaben schließt mit einem Mehrbedarf von 67 Millionen. Unter den Ansätzen, welche zu diesem Plus beitragen, wird die Budgetkommission fleißig Umschau zu halten haben, um thunlichst viel Positionen zu verringern oder ganz zu streichen.

Die genaueste Kontrole erfordert der Militäretat. Zum Glück ist die Zeit vorüber, in welcher jede angegriffene Forderung dieses Etatsabschnittes mit dem Alarmruf vertheidigt wurde: das Vaterland geht zu Grunde, wenn nicht die volle Bewilligung erfolgt. Es giebt im deutschen Reichstag keine Reichsfeinde mehr, und die Militärverwaltung wird Zugeständnisse nicht versagen, welche mit Berufung auf die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit des Volkes verlangt werden. Es ist ja schon so mancher Abstrich gemacht worden, und die Wehrkraft des Landes blieb ungeschwächt. Für Kasernen, Dienstgebäude, Uebungsplätze, Schießstände, Reitbahnen und dergleichen kommen mit Ausschluß von Baiern, das seine Quote selbst verrechnet, etwa 100 Positionen in Frage; außerdem werden eine Reihe von Magazinanlagen, Bäckereien, Garnisonkirchen gefordert und auch für Kriegsschulen, Kadettenhäuser und Unteroffizierschulen Mehraufwendungen vorgeschlagen. Hier müssen tiefe Schnitte erfolgen, damit Millionen erspart werden. Die härteste Nuß wird allerdings der Reichstag nicht umhin können zu knacken, und das ist der Artilleriebedarf. Allein für Preußen und die in die preußische Verwaltung übernommenen Kontingente sollen insgesammt 106 Millionen zu Beschaffungen für artilleristische Zwecke ausgeworfen werden, wovon als erste Rate 40,8 Millionen eingestellt sind. Für Handfeuerwaffen sind 21 Millionen in Aussicht genommen, zur artilleristischen Ausrüstung der Festungen zunächst 3,8 Millionen. Dazu treten die entsprechenden Posten für das sächsische, württembergische und baierische Kontingent. Den Forderungen zur technischen Ausrüstung gegenüber befindet sich die Linke des Reichstages in einer Zwangslage. Der Erfindungsgeist, welcher das Waffenwesen in kurzen Zeiträumen geradezu revolutionirt hat, läßt sich nicht in Fesseln schlagen; mit der Vervollkommnung des Materials in anderen Ländern müssen wir Schritt halten, ja diesen voraussueilen suchen. Ein solcher Wettlauf wird so lange dauern, als die Wettlage gespannt bleibt, und die Opfer, die er auferlegt, müssen als Versicherungsprämie gegen die Verwüstung des Landes durch einbrechende Feinde von uns getragen werden, bis entweder die Nationen friedliebender geworden oder in Gefahr sind, unter der Wucht der Kriegslasten zusammenzubrechen. Eines oder das andere wird geschehen. Bis dahin können die Politiker ihr Gewissen nur erleichtern, wenn sie alles thun, um die Friedensstimmung in der Welt zu stärken. Wird somit einstweilen an Geschützen, Gewehren und sonstigen Ausrüstungsgegenständen wenig erspart werden können, so verträgt doch der Etat der Marineverwaltung wesentliche Kürzungen. Der Schiffsbau war in den letzten Jahren derart beschleunigt worden, daß man Schiffe genehmigte, ohne auch nur den Konstruktionsplan zu kennen. Für 1892/93 werden Raten zur Fortführung des Baues von 3 Kreuzerkorvetten, 4 Panzerschiffen, 4 Panzerfahrzeugen, 1 Kreuzer und ein Aviso, außerdem für Torpedoboote gefordert. Wenn eine so rege Bauthätigkeit für maritime Zwecke bereits vorhanden ist, so läßt sich schwerlich die gleichzeitige Inangriffnahme des Neubaues von einer Kreuzerkorvette, einem Kreuzer, einem Aviso und drei Panzerfahrzeugen rechtfertigen, wie sie der Etat wünscht. Die Panzerfahrzeuge, die eine typische Verschiedenheit von Panzerschiffen nicht mehr zeigen und von diesen nur noch an äußerlichen Merkmalen der Größe und der Kosten unterschieden werden, kommen dem Reich auf je 4,2 Millionen zu stehen, stellen also nicht unbedeutende Werthe dar. Mehrere von den neu verlangten Schiffsbauten können gewiß ohne Verletzung der Interessen unserer Küstenvertheidigung hinausgeschoben werden, schon damit ein gemessenes Tempo in der Entwicklung unserer Marine eintritt und die inzwischen gemachten Erfahrungen den neuen Schiffskörpern zu gute kommen.

Der Kolonialetat wird künftig ein völlig verändertes Aussehen tragen. Einnahme und Ausgabe der Schutzbezirke werden besonders etatisirt, und für alle aus der Verwaltung eines Schutzbezirkes entstehenden Verbindlichkeiten soll nur das Vermögen dieses Gebietes haften. Ob aber die Zuschüsse des Reichs jemals ganz aufhören werden, ist leider zweifelhaft. Der Etat des auswärtigen Amtes, der sonst zu interessanten Debatten Stoff bot, hat durch diese Neuordnung jedenfalls an Reiz verloren. Er enthält diesmal eigentlich nur einen einzigen Titel, welcher die Blicke auf sich lenkt, den Posten von 500,000 Mark zu geheimen Ausgaben. Bisher betrug dieser Dispositionsfonds nur 48,000 Mark jährlich, aber man hatte daneben den Welfenfonds. Nun soll der Welfenfonds beseitigt und der jährlich zu bewilligende Dispositionsfonds dafür erhöht werden. Es liegt hier lediglich eine Quantitätsfrage vor. Derartige Fonds, deren Verwendung das Licht scheut, sind nun einmal ein nothwendiges Uebel; man verachtet zwar den Verräther, aber man liebt den Verrath, und man braucht ihn. Ob freilich der volle Betrag einer halben Million durchaus erforderlich ist, oder ob nicht die Hälfte auch genügt, darüber werden in der Kommission vertrauliche Mittheilungen zu erwarten sein.

Wenn auf der einen Seite unabweisliche Erhöhungen der Ausgaben, wie wir sie berührten, nothwendig werden, wenn außerdem sich die Naturalverpflegung der Truppen vertheuert, wenn zugleich mit dem neuen Etat ein Nachtrags-Etat für das laufende Jahr eingeht, der allein für die Befestigung von Helgoland mehr als 8 Millionen in Aussicht nimmt, so hat die Reichsverwaltung allen Anlaß, auf anderen Gebieten die Tugend der Selbstbeschränkung zu üben. Dazu kommt, daß die im neuen Etat stehenden Einnahmeziffern nicht einmal erreicht werden können. Bei dem Voranschlag der Einnahmen aus den Zöllen, die mit 339 Millionen im Etat erscheinen, ist auch diesmal der Durchschnitt der drei letzten Jahresergebnisse zu Grunde gelegt worden. Nun bringen aber die Handels-Verträge mit ihren Tarifermäßigungen einen Ausfall, der sich auf ein Viertelhundert und mehr Millionen belaufen dürfte. Im Etat ist dieser Einnahme-Ausfall nicht berücksichtigt, weil das Ergebniß der bezüglichen Verhandlungen zur Zeit noch nicht feststeht. Sobald indeß die Budgetkommission

Hermann Ifinger.

Roman

[11. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Adolf Wilbrandt.

„Warum gleich ein Dutzend?“ fragte die Porzelläne, die, um ihre innere Freude zu verbergen, sich mit beiden Händen die Haare zurückstrich.

„Nun, ich denke, im Dutzend sind sie billiger. Auch weiß man ja nie, was geschieht. Zum Beispiel, man will einmal heirathen; — dergleichen kommt vor. Dann sind zwölf Tassen gewiß nicht zu viel; im Gegentheil — man kann fester auftreten, kann höhere Ansprüche machen. Also von diesen da ein Dutzend, wenn ich bitten darf!“

„Wie Sie befehlen, mein Herr —“

„Dann haben Sie Ampeln, da oben; ich liebe diese Ampeln mit antiken Mustern. Unbegreiflich, daß ich so lange ohne sie leben konnte. Von denen ist aber wohl ein halbes Dutzend genug —“

„Um Gotteswillen!“ rief das Mädchen aus, wobei ihre herzbezaubernde Unterlippe zu Ifingers Freude vorsprang. „Was wollen Sie mit sechs Ampeln machen, wenn ich fragen darf?“

„Ich hänge sie paarweise auf,“ entgegnete er schnell gefaßt, „dann sind's also eigentlich nur drei. Erlauben Sie mir, mein Fräulein: die Käufer abzuschrecken, damit müssen Sie vorsichtig sein; Sie könnten sonst wegen Untreue verklagt werden — was eine häßliche Sache ist. Also ein halbes Dutzend!“

„Ich bin schon ganz still,“ sagte sie, indem ihre sonst ruhigen, sanften Augen vor Vergnügen glänzten. „Ich werde Ihnen also das ganze und das halbe Dutzend in Ihre Wohnung schicken; wollen Sie mir Ihre Adresse —“

„Bitte, bitte! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß ich noch keine Messerböcke habe. Sie aber haben welche. Das muß zwischen uns ausgeglichen werden. Haben Sie die Gnade, lassen Sie mich wählen!“

„Ich fürchte, das giebt wieder ein halbes Dutzend —“

„Gewiß; ich darf nie vergessen, daß der Deutsche gewöhnlich heirathet. Wer nimmt einen Mann ohne Messerböcke. Bitte, zeigen Sie den da. Er ist ebenso rührend häßlich wie die andern; aber ich denke mir, er wird auch dem Geschmack meiner Frau sein, er wird ihr gefallen!“

„Wenn ich fragen darf,“ sagte sie harmlos lächelnd, „Sie kennen also schon so ungefähr den Geschmack Ihrer Frau?“

Plötzlich lief ihm wieder ein wunderliches, liebliches Gefühl über die Haut, da er diese Stimme, die Stimme der Porzelläne, von „seiner Frau“ sprechen hörte. Er vergaß eine Weile, zu antworten, und blickte sie nur an. Dieses schöne Mädchen, so blühend, so heiter, das so nah vor ihm stand, nur durch einen Tisch getrennt, kam ihm auf einmal wie ein Schicksalsfragezeichen vor; die Wirklichkeit erschien ihm so märchenhaft, so verwirrend, so reizend schauerlich . . . Das war also die Porzelläne, die Emilie Kircher; sie hatte noch keinen Mann, er noch keine Frau. Wenn er nun diese Hand da mit den rosigen Fingerspitzen in die seine nähme — —

„Ob ich ihren Geschmack schon kenne?“ erwiderte er, etwas stotternd. „Habe nicht die Ehre; noch nicht. Es ist sogar noch die Frage, ob ich weiß, wie sie aussieht; oder ob ich — —“

Seine Zunge wurde völlig ungeschickt; mit einer verlegenen Geberde, die ihn innerlich wütheud machte, griff er nach seiner Brille und schob und rückte sie ohne jeden Grund. Da er aber fortfuhr, die Porzelläne zu betrachten, wurde sie verlegen; es legte sich wieder ein zarter rosiger Schleier über ihre Wangen, und die feinen Adern auf ihren gesenkten Lidern wurden sichtbar. Sie nahm einen Messerbock zwischen die Finger, drehte ihn herum und legte ihn wieder hin. Endlich gab er sich gleichsam einen Stoß, sodaß die ganze Gestalt sich bewegte, und warf die Worte heraus: „Sie haben auch Eierbecher?“

„O ja, auch; warum nicht.“

„Dann haben Sie die Güte . . .“

Sie griff hinter sich und stellte verschiedene Eierbecher auf den Tisch. In der Hauptsache war einer wie der andere; Hermann Ifinger betrachtete sie aber sehr aufmerksam, als wähle er mit Nachdenken. Hinter ihm ging die Thür; er fuhr leicht zusammen. Eine Störung, eine andere „Kundschaft“; — nun ja, wie sollte es auch anders sein; ein Laden, an der Straße! Mit schwacher Wendung des Kopfes warf er einen mißvergnügten Seitenblick auf den Eindringling. Ihn entwaffnete die Wahrnehmung, daß es ein Kind, ein schüchtern lächelndes Mädchen war. Die Kleine kaufte ein „Nichts“, dann verschwand sie wieder. Ifinger brütete noch über Eierbechern. Sein abirrender Blick fiel auf das Buch, in dem die Porzelläne gelesen hatte.

„Also ein halbes Dutzend von diesen,“ sagte er in tiefem Ernst. „Darf man fragen, bei welcher Lektüre ich Sie unterbrochen habe?“

Sie hielt ihm das Buch freundlich lächelnd hin. Es war keiner von diesen zerlesenen, schmierigen Bänden aus der Leihbibliothek, die Ifinger haßte, sondern ein „Privatbuch“ reinlich, rührend einfach gebunden. Wo es aufgeschlagen war, sah er Verse, die er sogleich erkannte; Verse eines Schauspiels. Er machte eine erstaunte Bewegung, dann begann er die Zeilen, die ihm zunächst vor die Augen kamen, mit leise murmelnder Stimme zu lesen:

Mein Schicksal! Gutes Kind, das weiß ich schon:
Bin arm und werd als Unvermählte sterben . . .

„Als Unvermählte sterben,“ wiederholte er mechanisch. „Das ist ja — aus dem Italienischen übersetzt. Ein modernes Schauspiel. Wie kommen Sie zu dem Buch?“

„Mein Bruder hat mir's geliehen,“ antwortete sie.

„Ja, ja — aber wie kommen Sie dazu, gerade das zu lesen? Ein unbekanntes Schauspiel — in Versen —“

Sie lächelte etwas gekränkt, überraschend fein. „Sie meinen, so ein Mädchen wie ich liest nur Romane — und nur was grade in der Mode ist. So bin ich nun gar nicht; Sie müssen schon erlauben. Ich schnüffle bei meinem Bruder herum, der hat viele Bücher; was mir da gefällt, das nehm' ich. Die Andern mögen lesen was sie wollen, ich les' auch was ich will. Hab' ich nicht Recht?“

„Ganz gewiß haben Sie Recht. Ich — — — ich danke Ihnen —“

„Wofür?“

„Nun — — daß Sie so sind. — Aber grade dieses Italienische —“

„Ich weiß, sagte sie etwas altklug: „Anton sagt ja auch, die italiener haben eigentlich nicht viel rechte Poeten. Aber dieses Stück habe ich gern. Ich les' es zum zweiten Mal. Es ist so was Herzliches drin . . . Und dann diese Verse. Wie gut es übersetzt ist!“

„Meinen Sie?“ fragte er, mit den Brauen zuckend.

„O ja. Meinen Sie nicht? —Der Uebersetzer hat übrigens einen ähnlichen Namen wie Sie. Wenigstens ist mir so, als ob —“

Sie nahm das Buch, das er wieder auf den Tisch gelegt hatte, und schlug das Titelblatt auf. „Hermann Ifinger“, sagte sie verwundert. „Er heißt also ganz wie Sie!“

„Das ist auch ganz in der Ordnung, mein Fräulein; denn er und ich, wir haben es zusammen übersetzt. Eigentlich ich.“

„Ah!“ stieß sie drollig heraus, mit offenem Mund, so daß ihre kleinen, schmalen Zähne blitzten. Das auch noch, dachte Ifinger, dem eine unendliche Freude am Leben plötzlich zu Kopfe stieg. Auch diese kleinen Elfenbeine fehlten auf meinem Bild.

„Nein!“ sagte sie nach einer Weile, ihr Erstaunen in Worte fassend. „Sie übersetzen auch!“

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft 2c.“ Nr. 47.